

Inhalt: Die Voransbestimmung des Welters. — Schilderung dem vorigen Jahrs. Wien. — Land- und Hauswirtschaft: Das künftige Saatgesetz in Rumänien (Schl.). Fütterung von Pferden mit Erbsenstängeln. Geübte Luft im Schlafzimmer. — Sagen. — Räthsel. Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Die Voransbestimmung des Welters.

Unter diesem Titel erschien in Nr. 19 der „Blätter für Belehrung und Unterhaltung, ein Beiblatt zur Saale-Zeitung“ ein von Herrn Student W. Ullé verfaßter Artikel, welcher wohl nicht in allen Ausführungen das Richtige trifft. Meine gerade jetzt äußerst knapp bemessene Zeit gestattet mir leider nicht, den genannten Aufsatz abschrittweise zu beleuchten; ich beschränke mich daher auf einige mir besonders wesentlich erscheinende Mängel.

Thatsächlich Falsches behauptet der Artikel des Herrn U., wenn gesagt wird: „Die Stärke des Windes hängt lediglich von der Größe der Druckunterschiede der Luft ab, welche ic.“ Wenn Herr U. einmal in die Lage kommen sollte, selbst Prognosen aufzustellen, so wird es ihm genügt, wie allen andern Prognosten, nicht erspart bleiben, gerade die Windprognosen als die unangenehmste Erzig zu spüren. Schon daraus ist abzuleiten, daß der Zusammenhang zwischen Windstärke (resp. Windrichtung) und Luftdruck nicht ein so „leibliches“ einfach definirbarer ist, denn sonst wären bei Kenntnis der Luftdruckvertheilung die Windprognosen kinderleicht; über letztere hat ja der heutige Ideal-Prognost stets zu verfügen. Ich möchte aber Herrn U. auch noch bestimmte Beispiele namhaft machen. Am 11. Jan. 1885 8 Uhr morgens lagen in Deutschland die Orte, welche 740 mm Barometer hatten, von denen mit 745 mm Druck in kürzester Entfernung 271/4 geographische Meilen auseinander. Auf dem höchsten Gebiete beobachtete Königsberg eine Windstärke von 10 (Wetterliche Scala), Karlsruhe 9, also voller Sturm bis Orkan, Bamberg 2, Wiesbaden 3, d. h. eine für das Gefühl gerade bemerkbare Windstärke. Dabei lag das Centrum der Depression, zu der dies Windsystem gehörte, über der mittleren Nordsee, also die genannten Orte alle auf einer Seite desselben. Am 24. Mai 1885 8 Uhr morgens lagen die Stationen von 760 und 765 mm um 59 geographische Meilen auseinander, und doch beobachteten zu gleicher Zeit die Stationen mit zwischenliegendem Luftdruck bei gleichem Gradienten ganz verschiedene Windstärken: Hamburg 7 (stark Sturm), Wilhelmshaven 2, Kiel 1, Altona 1 (stark bemerkbarer Hauch). Am 22. Juni 1886 war die Entfernung der Stationen von 760 und 765 mm mit Windstärke 6, Grimberg 5, zwischen ihnen lagen Breslau mit Windstärke 6, Orlingberg 5, Genua 2, Prag 2. Mit mehr Beispielen kann ich dienen. In der Regel bei größeren Druckunterschieden auch stärkerer Wind herrscht, wird denutztag kein Mensch leugnen wollen, aber Obiges ist es nicht.

Die Vorgesänge, die Herr U. als beim Vorübergang einer Depression von West nach Ost im Norden von uns („uns“ meine ich natürlich Mitteldeutschland, Herr U. wohl auch) eintretend schildert, namentlich das „übliche Umfließen des Windes von SW nach NW und N“, sind nur beziehungsweise richtig, nämlich wenn das Centrum des Minimums etwa die deutsche Küste entlang passiert und die Stationen nicht allzu geringfügig liegen. Häufiger aber als in diese nördlichen Depressionen sind die, welche überland überqueren oder noch nördlicher liegen; dabei aber erfolgt die Aenderung von SW nach NW nicht plötzlich.

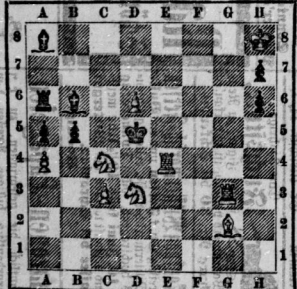
Des weitern giebt Herr U. einige kurze Notizen über die an untern deutschen meteorologischen Centralstationen zur Beurtheilung der kommenden Witterung gegenwärtig einheimisch gemordenen Drucklinien, welche mit Rücksicht auf die Wahl der Ueberschrift seines Artikels wohl etwas ausführlicher zu erwarten gewesen wären, übrigens aber bereits früher (s. erste Beilage zu Nr. 285 der Saale-Zeitung vom 5. Dec. 1882) von mir in eingehender und mit einer durch die Freundlichkeit der Redaction in Holzschnitt ausgeführten Wetterkarte illustrirter Weise beschrieben worden sind.

Zum Schluß seines Artikels faßt sich der Herr Verfasser berufen, auch den hamburger Prognosen noch einige Worte zweifelhafter Anerkennung zu widmen. Wenn er damit die Prognosen der Wetterarten der Seewarte meint, so überlasse

oben (von seinem Wette möglichst entfernten) Fensterflügel so weit, daß der Luerzweig zwischen Fenster und Fensterrahmen eingehoben wird, oder er klemme einen Kortproppen zwischen beiden Letzt und binde mittelst einer Schnur die beiden Fenstergriffe so aneinander, daß das geöffnete Fenster zur Wädhheit sich nicht bewegen kann, sondern mit einer gleichmäßigen Spannung offen bleibt. Derselbe Fallt man die Fensterrollen nieder. Dann wird während der ganzen Nacht ein Auszug der Luft und der Temperatur festgestellt; man wird in kühler, reiner Luft bei erquickernden Ichnen und sich am andern Tage weit mehr gekühlt und arbeitwilliger fühlen, als im geschlossenen, mit schlechter Luft und Arbeitsschmutz dem Vortheil der zur Sommerzeit geöffneten oberen Fenster haben.

Die Öffnung der oberen Fensterflügel gewährt noch den Vortheil, daß nicht nur die Luft des Zimmers sich schneller reinigt, sondern daß man auch weniger unangenehmen Zugwind zu befürchten hat. Vor Zugwind braucht man nicht zu erschrecken, wenn man nicht erkrankt ist. Derselbe ist nicht krankmachend und wird gelinder, nicht berweichlichen Besonnenen keineswegs so schädlich, als die schäbste Luft des zugfreien Zimmers. Die Venglichkeit des Zugwind ist in geschlossener Wette verbessert und bei den meisten Personen geradezu lächerlich.

Schach. Heblirt von E. Schallopp. Antgabe Nr. 183. Part 682 in Hamburg.



Wels steht an und legt in 3. Zuge matt. (9+5.)

Schwebende Schachpartien.

Beitrag: Berlin, Schachgesellschaft. Teil 2. Tag 23. Berlin, Schachklub. Chemnitz, Chemnitz. Berlin, Schachklub. Tag 24. Tag 25. Tag 26. Tag 27. Tag 28. Tag 29. Tag 30.

Räthsel. Logarithmische. Von G. S.

Das er nicht es bewende, Nicht den Wimen oimale Sorgen; Doch ämt Geiten an das Ende, Ist es hebet; Seit nach morgen. II. Von G. S. Es war ein Heilber bei den Alten, Da kann Aorieling beider, Doch wech' in schied mich ungelinden. Bild' es hat, er mit einweicht. Dann werd' ich Nididmar, werde Dred, Bedinge heilgen Güder Jahr; Doch lome' ich laut auch Wey und Loh, Berühre Frauen, Wast und Segel Und bringe taunselndes Weh; Obest du zum Schick mit noch ein ...

Für die Redaktion unentgeltlich: G. S.; Dr. H. Beck in Halle.

III. Von G. S. So las für einen Räthgen in den Sternen, Um alle Umst mit ihm zu erklären, Bereitet will in die Brautname dient Am Bande der Jüden und Arabolinen.

Charade. (Versißig).

Von G. S. in Kleten. Welche Erde verodopelt macht bei Gefahr, Es ist fürwahr der Lugin babel, Sie ging aus Frankreich als Schilling herbot Und vielviele klappernd manay' betates Ohr. Die Bwette war im weichen Sand Als die Kälte von Rome wechlofan, Doch mit ihr auch in England Als Bernennung einloch angeban. Die Drille und Herle im besten Land Werden viele Räthge zu penant, Wenn Gansche, als Kottentische Winstet manche Schine wohl zurück, Obgleich es noch manche Gerichten, Und oft entstelle die schone Sign.

Verwandlungs-Räthsel.

Riese, Madal, Slem, Dielen, Rose, Arzi, Tonne, Hell, Rotte, Lau, Luden, Sang. Was jedem der obigen 12 Wörter hier durch einfaches Umliegen der einzelnen Buchstaben in neue Worte zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Worte ergeben eine gute Zeilans.

Arithmetisches.

Von G. S. 5 1 5 8 ein Fluß, 7 6 5 ein Auelbewohner, 1 8 5 3 5 ein Wochensam, 2 1 5 6 ein Zier, 4 6 9 3 4 eine Eröhung, 6 2 4 3 5 0 ein fröhiger Stand.

Obige sechs Worte sind zu untereinander zu stellen, daß die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und von unten nach oben gelesen, je ein Wort ergeben.

Räthselung.

A grid of letters for a word puzzle. The grid is 10 columns wide and 10 rows high. The letters are: Row 1: mer, schä, fer, den, ojn, sch, ma, nen; Row 2: schmerz, kann, bruch, die, He, sich, er, noe; Row 3: ger, sel, gen, te, get, ge, off, uog; Row 4: umd, kem, got, len, dem, won, tron, süß; Row 5: jett, el, noch, nen, ler, tut, er, fers; Row 6: glanz, jeta, jeta, nec, so, nen, gen, ihr; Row 7: in, ein, kanzl, wot, no, sch, se, wirts; Row 8: er, niß, led, ge, to, ten, nen, den.

Klaffungen folgen in nächster Nummer.

Klaffungen der Räthsel in voriger Nummer: Das Haupträthsel: Kitz. Der Charade: Koptifer. Der Rechenaufgabe: 64 Jahre.

Die ersten richtigen Lösungen der Räthsel in voriger Nummer fanden ein: Maria Anna, G. S. H., Carl W., Conrad R., Familie Fr., S. H. R., sämtlich in Halle, ferner cand. phil. G. W. in Ost-Pruden, Frau Wilh. S. in Halle, Wille R. in Wülshen, G. G. R. in Freyburg, Emil E. in Remmagen, R. amphiboliter in Eldau, Robert Kr. in Reipolitz, W. in Wolfenbüttel, Frau B. in Ebersden, Georg H. in Wetzlar bei Magden, S. in Zentleben, J. in Zornau, J. Richter R. in Schles, Bertha, Cille G. in Wetzlar, J. H. in Schwemmel, R. in Roßitz.

Druck und Verlag von Otto Engel in Halle a. S.



ich es diesem Institute, sich für das gemachte Kompliment bei Herrn U. zu bedanken: die Seewarte giebt den Prognosen für das Binnenland abseitslich eine allgemeine Form, hat aber stets das Bestreben, sie in dieser Allgemeinheit richtig zu gestalten. Sie ist todtlich — gründergeboren von der Ansicht des U. — der Meinung, daß ihre Prognosen Werth haben und in ihrer Allgemeinheit die zukünftige Witterung mit zureichender Sicherheit vorauszubestimmen. — Meint aber Herr U. etwa die in der Saale-Zeitung regelmäßig veröffentlichten Witterungsansichten, so hätte er auch besser gethan, darüber ganz zu schweigen; da er es nicht gethan, hat er nur bewiesen, wie völlig fern er der Sache steht; denn diese Prognosen werden, wie ich sicher weiß, bereits mit Berücksichtigung binnenländischer Klimaverhältnisse gestellt. Der

Städtebilder aus dem

Wien

Vonden ausgenommen ist wohl keine Stadt so schlecht mit Gassen versehen als Wien. Die wenigen Straßen, welche ich hier bin, habe ich nur mit Hülsen und Enden verbracht, dem Ende nach einem Unterkommen. Man wies mich in ein der berühmtesten Gasthäuser, dessen Namen sich auf „Sof“ endigte, weiter habe ich nicht davon behalten. In der Gasse, die mehr einen unterirdischen Gewölbe ähnlich sah, mußte man am hellen Mittag Licht brennen. Der schamlose Kellner erklärte mir, daß alle Zimmer von einer Truppe Komödianten besetzt seien, und ich begab mich nun nach dem „Café“, dem berühmtesten Gasthause der Hauptstadt Wien. Da mußte ich auf einer Treppe, die einer Thürschwelle gleich, nach einer schwarzen Kammer hinaufklettern, wo ich meine Zeit und die Aussicht auf Biedersteiner Straße. Ich fragte nach dem Preise dieses Hauses, und da es 56 Kreuzer pro Tag kosten sollte, so ließ ich von diesem babilonischen Turme eilen wieder hinauf und erkundigte mich nach einem anderen berühmten Gasthause. Man brachte mich nach dem „Wilden Mann“, und da habe ich nun eine Art von Gefängnis in Besitz genommen, in welchem außer einem schlechten Bett und einem Tisch und Stuhl noch ein kleiner Tisch und ein Stuhl befindet ist. Die Aussicht geht auf schwarze Mauern, es liegt 4 bis 5 Stiegen hoch und kostet täglich 42 Kreuzer. Als ich nach dem Essen fragte, wußte man nichts von einer Table d'hôte, der Kellner nannte mir aber in einem Neben eine solche Menge von Gerichten her, daß ich rein gar nichts unterlassen und mir keines merken konnte. Ich mußte ihm überlassen, etwas für mich auszuwählen, und dann hieß es, für wie viel Kreuzer Suppe, für wie viel Kreuzer Braten etc.? Ich blieb natürlich die Antwort schuldig, fand aber nachher, daß man hier für 20 bis 24 Kreuzer ein ziemlich gutes Mittagessen nebst einem Schoppen Wein haben kann. Aber die Art und Weise, wie hier gegessen wird, behagte mir gar nicht. Kein Mensch sprach ein Wort, man hörte nur das Geräusch, welches das Rasen und Pfeifen und Messer verursachen. Man sollte glauben, es sei eine Taxe auf das Reden gesetzt, so schweigsam ging hier alles zu. An der Thür befand sich ein Zettel mit großer Schrift angeschlagen, worauf zu lesen, daß der Wirth 30 Gulden Strafe zahlen müsse, wenn er an Festtagen einen Katholiken Fleischspeisen verabreicht. Es war gerade Freitag, ich bekam aber Fleisch genug zu essen, der Kellner nahm sich gar nicht die Mühe, nach meiner Religion zu fragen.

Nach dem Essen sah ich zum Fenster hinaus, ich konnte einen großen Theil einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, die Kärntnerstraße nämlich, übersehen. Der Verkehr war äußerst lebhaft, fast eben so lebhaft, wie in Paris, aber um vieles dünner. Türken, Russen, Polen, Ungarn, Kroaten, wohl auch Bananen und Sklaven drängten sich durch die wiener Gesellschaft, aber auch hier ging alles sehr schweigsam zu, entweder wissen diese Menschen nichts zu reden oder sie scheuen sich zu reden.

In freier Bearbeitung nach: „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris.“ 1784. Als Verfasser dieser Briefe hat sich später ein Deutscher, C. Riebeck mit Namen entpuppt. Er war geboren zu Söcht am Main und starb zu Aarau 1798.

Korrespondent der Saale-Zeitung schreibt aus Emsl unterm 2. März 1882 über die seit dem 17. Okt. 1881 zuerst wöchentlich einmal, später zweimal ausgegebenen Prognosen: „Volle und wohlverdiente Anerkennung finden in heißen Kreisen, von denen Barometer- und Thermometerstände z. sorgfältig notirt werden, die von der S. Z. zig. seit einigen Monaten gebrachten „Witterungsansichten“ aus Hamburg. Bis zur geliebten Stadt Hamburg 96 Proj. Treffer, ein freudig überraschendes Ergebnis eingehendster und unersetzlicher Beobachtungen“ (sfr. S. 7 Nr. 55, 1882. 1. Beilage).

Für heute muß ich meine Entgegnungen abbrechen, auf besondere Aufforderung bin ich jedoch bereit, dieselben fortzusetzen, indessen dann — einige Wochen Geduld. Altona, 13. Mai 1886. Dr. Kleemann.

vorigen Jahrhunderts.

Da ich mich länger in Wien aufhalten wollte, konnte ich in diesem Gasthause nicht bleiben und mußte mich nach einer anderen Wohnung umsehen. Das war aber eine Arbeit! Drei Tage mußte ich herumlaufen, bevor ich eine Wohnung in einem Privat Hause fand.

Jeder Eigenthümer heftet hier einen Zettel an die Thür seines Hauses, worauf geschrieben steht, welche Wohnungen in dem Hause zu vermieten sind. In vielen der 5 bis 6 Stockwerke hohen Häusern hat jede Etage seinen Eigenthümer, so daß oft die halbe Thür mit Zetteln bedeckt ist. Da hat man erst eine halbe Etage zu lesen, ehe man weiß, wofin man sich zu wenden hat.

Das erste Zimmer, welches ich ansah, war vier Stiegen hoch und gefiel mir, als ich hörte, daß der gute Mann, welcher es mir vermieten wollte, ein gnädiger Herr sei, sagte ich zu meinem Schlichter, mit einem gnädigen Herrn, der die Hälfte seiner gemieteten Wohnung vermieten will, mag ich nichts zu thun haben. Wir verkosten die Treppe hinunter, und in einem andern Hause ging es nun sechs Stiegen hinauf. Als ich oben verstauchte, kam auf den Fuß einer Wange ein kleines altes Mädchen mit einer Feder hinter dem Ohr aus seiner niederen Thür gekrochen, wobei sie in gelistrenen Herr anredete. Ich wollte schon den gestrengen Herrn mit in den Kauf nehmen, denn das Zimmer gefiel mir sonst, als mir noch einfiel, die Aussicht zu prüfen, und ich ein Fenster öffnete. Da sah ich von oben nichts als Dächer, denn ich befand mich in einer Manarde und das gedroehene Dach verpörrte jeden Blick nach der Straße. Weiter ging es, noch etwa sechs Zimmer wurden besehen und ferns konnte ich für mich geeignet finden. Das eine Zimmer hatte sogar eine Ercelezion oder Magnificenz, so ähnlich wenigstens lautete der Titel, zu vermieten. Der hohe Herr wohnte aber in einem Hintergebäude parterre, wo die Luft mir nichts weniger als rein vorkam, hier mochte ich nicht atmen. Am andern Tage eröffnete den Reigen eine gnädige Frau, die aber ihrem fraulichen Tochter so viel mit mir zu schaffen machen wollte, daß ich unmöglich einwilligen konnte. Sehen Sie, sagten Ihre Gnaden, meine Tochter bringt Ihnen jeden Morgen selbst den Kaffee, und wenn Sie abends Thee wünschön, so wird Ihnen meine Tochter selbst damit aufwarten. Wollen Sie uns manchmal ins Theater begleiten, so steht Ihnen, wenn's Ihnen zu spät sein sollte, ins Gasthaus zu gehen, unsere kalte Küche zu Besohi u. i. w. Es ist nämlich hier Sitte, Damen, wenn man auch nur oberflächlich mit ihnen bekannt ist, in Konzerte oder in das Theater zu führen und für sie zu bezahlen. Das gilt hier für Schuldigkeit, während ein solches Anerbieten anderwärts als Beleidigung aufgefaßt werden würde. Es wurde hier, das merkte ich wohl, viel von mir erwartet, darum zog ich ab und so lief ich noch einen ganzen Tag in der Stadt herum ohne meinen Zweck zu erreichen, bis ich am dritten Tage endlich in der Vorstadt Mariahilf, in einer der gesundesten Gegenden der Stadt, ein sehr hübsches Zimmer mit schöner Aussicht fand, für welches 3 Gulden Monatsmiete verlangt wurden.

De wehre ich mir, freilich aber kann ich nicht ohne große Bedauern nach der Stadt gelangen. Während man in Paris fast immer im Kost herummarschirt, möchte man hier im Staube ersticken. Wenn nicht den Ost- und Nordwinden aben, während es vor Süd- und Westwinden geschützt liegt. Wenn es hier auch eine ganze Nacht geregnet hat, so ist gegen Mittag

der keine Rede sein. So sprachen sich mir gegenüber die Beamten in Nuretu aus, und ich habe keinen Grund, ihre Angaben zu bezweifeln.

Wenn man sich noch aller Warnungen in Rumänien, und ganz besonders in Nuretu dazu entschließen sollte, die Züchtung des englischen Blutes mehr und mehr auszubringen und die der Orientalen einschranken, so dürfte noch mancherlei zu ändern und zu verbessern sein. Belanlich macht das edle englische Pferd an Klima, Futter, Faltung, Wartung und Pflege große und ganz andere Ansprüche, wie der bescheidene Orientale, und wir finden daher auch nur an solchen Orten eine hübsche, fräftige Entwidlung des englischen Vollblutpferdes, wo diese alle Bedingungen in umfassendem Maße erfüllt werden.

Bei der strengen Winterkälte Rumänien's kann man bei der Haltung von englischen Pferden mit schuppenartigen Ställen nicht auskommen; auch dürften die dortigen Bedienungsmannschaften noch vieles zu erlernen haben, ehe sie mit Thieren dieser Klasse gut fertig würden; diese verlangen beständig durchaus zuverlässige, fleißige Wärter, welche beim Putzen, Striegeln, Waschen etc. nicht so bald ermüden, sondern stets bereit sind, für ihre Pferde die ganze physische Kraft einzusetzen. Die Rumänen sind zwar seit ältester Zeit als gemiedene Reiter bekannt und liefern schon jetzt für die regulären Kavallerie-Regimenter ganz brauchbare Mannschaften, welche ihre genügsamen, anspruchslosen Orientalen wohl abzuwarten verstehen; allein es ist sehr fraglich, ob diese Leute auch ebenso gut die veröbnten Engländer befriedigen können; ich vermute, daß noch manches Jagd darüber eingeht wird, ehe der rumänische Pferdewärter mit dem englischen Groom in die Schranken treten kann.

In Nuretu besteht zur Zeit die Bedienungsmannschaft aus einem Sergeanten-Major, 4 Sergeanten, 5 Brigadiers, 34 ältesten Soldaten und 47 Rekruten; diese letzteren besorgen die Fütterung und Pflege der meisten Pferde. — Das Ansehen der brigadirten Soldaten wird in der Regel den Soldaten und Brigadiers überlassen; als Hiren der Soldaten und Walfutter-Pferden dienen ältere Soldaten, und man wählt dazu gewöhnlich solche Leute aus, die sich im Dienst besonders zuverlässig zeigen. — Zur Wartung und Fütterung der Bespannige werden die tüchtigsten Untergehörigen kommandirt, und ich möchte nicht unterlassen, hier auszusprechen, daß diese Leute in der Regel ihren Dienst nach besten Kräften und Wissen zu besorgen pflegen. Die im vorigen Herbst in Nuretu angestellten Hengst-Wärter machten auf mich einen sehr guten Eindruck; sie scheinen ihre Geschäfte mit Eifer und Liebe zu besorgen, und geschieht für sie ein sehr großer Nutzen.

Somit die Vutcheristen, wie die güstigen Pferde werden von zuverlässigen Soldaten und Brigadiers gefüttert und gepflegt. — Die Anzahl der auf dem Gestüte beschäftigten Militär-Berufsen erhebt sich zum ersten Blick — bei einem Pferdebestand von nur 153 Stück — etwas groß; wenn wir aber dabei berücksichtigen, daß der Rumäne in der Regel etwas langwieriger arbeitet, als der West-Europäer, so dürfte jene Zahl von Bedienungsgleuten für Nuretu doch wohl erforderlich sein.

- Am 16. August v. J. standen daselbst:
 - 7 Hengste (Besäher),
 - 57 Vollblutstuten,
 - 4 iogen. Deutspferde für die Offiziere etc.
 - 2 Walladen,
 - 5 vierjährige Fohlen,
 - 18 dreijährige do.
 - 39 zweijährige do.
 - 16 Fühlungen,
 - 14 Säuger.
- Summa: 133 Stück.

Außerdem werden in Nuretu zur Fellsbestellung und zum Transport der verschiedenen Bedarfsgegenstände (aus der nächsten Stadt) 2 Maulthiere, 2 Büffel und 2 Ochsen der grauen Landrasse gehalten. — In jedem Pferdehale steht ein großer Ziegenbock, welcher die nicht fertig zu lösende Aufgabe hat, dafür zu sorgen, daß die Pferde immer gesund bleiben. (?) Der Aberglaube ist auch in Rumänien noch nicht ausgerottet.

Demgleich die Pferde von Nuretu heute noch keinen Anspruch darauf machen können, einen besondern Typus zu repräsentiren, so sieht man doch schon jetzt den letzten Sahrgängen der

daselbst gezogenen Fohlen an, daß man das vorgesteckte Ziel der Zucht — brauchbare Elemente für die Stallrieze zu produziren — ohne allzugroße Schwierigkeiten erreichen wird. Weniger leicht aber dürfte es der Vermaltung werden, ein genügend brauchbares Zuchtmaterial, ganz besonders gute, passende Deckhengste für die Landesbedarf zu erzielen. — Rumänien wird sich voransichtlich noch jahrelang genöthigt sehen, die Zuchtstengle aus der Fremde zu beschaffen, und ich halte es für eine der wichtigsten Aufgaben der dortigen Gesellschafts-Vermaltung, sich möglichst bald darüber zu entscheiden, welches fremde Blut hauptsächlich dazu benutzt werden soll, die rumänische Landrasse zu verbessern. Allquodis Experimente dürfen in Nuretu nicht mehr gemacht werden. Die Zucht des englischen Vollblutes möge man den reichen Bojaren des Landes überlassen; diese können versuchen, ob es dort möglich ist, ähnliche günstige Resultate zu erzielen, wie die Vollblutzüchter von Vollblutpferden in Ungarn solche neuerdings an verschiedenen Orten aufzuweisen haben. Fr.

Fütterung von Pferden mit Erdnüssen.

In der „Landw. Tierärzt.“ Nr. 21 theilt ein praktischer Landwirth seine Erfahrungen über die Fütterung von Erdnüssen an Pferde wie nachstehend mit:

Seit vier Jahren erhalten meine Pferde, Mutterstuten und Fohlen, dem wävernen Ackerchlage (Gludessole) angehörig, Erdnüsse als Beigabe zur Fütterung, bestehend aus Hafer, Gerste, Erbsen oder Bohnen. Ich nachdem das Futter zuvornmengeht in 2 bis 4 Pfund Erdnussmehl, was Hafer, die Fohlen erhalten daselbe auch ohne Körnerbeigabe in der Höhe von 2 bis 3 Pfund, dem Häsel beigemengt. Sämmtliches Futter, auch das Erdnussmehl, wird trocken verabreicht und wird von den Pferden sehr gerne angenommen, sobald es von taufelloser Beschaffenheit ist. Die Pferde freffen das Erdnussmehl sehr gern, gegeben auch und halten sich auf im Paar.

Ein anderer Praktiker berichtet ebenfalls:

Erdnüssen besser Qualität habe ich schon öfters an meine Kühen gefüttert und haben dieselben, nachdem sie sich daran gewöhnt, die Kühen sehr begierig gefressen. Wenn die Pferde die Stücken bewegen, so fann man ja auch Erdnussmehl geben, aber immer beste Qualität. Ich füttere letzteres den jährlingen Jungen desgleichen mit bestem Erfolge und zwar gebe ich Erdnüssen in 1/2 Liter vermengt. Beide Theile müssen aber trocken gefüttert werden.

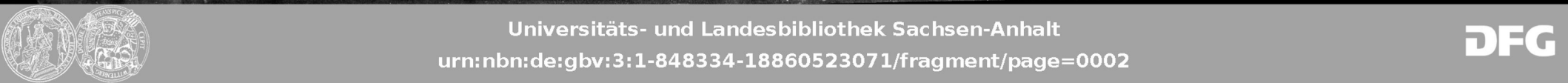
Wurzelschläuche der Steinobstbäume.

Rings um Steinobstbäume (als Pflaumen, Äpfeln, Mirabeln, Kirchen etc.) findet man häufig eine Menge junger Triebe, die aus den Wurzeln austreten, wodurch das Wachsthum der Bäume gehemmt wird und diese ungesundlich nicht alt werden. Es wird dies gewöhnlich dem Umlande zugeschrieben, daß der Baum aus einem Ausläufer gezogen wurde. Es geschieht aber eigentlich nur dann, wenn um diese Bäume zu tief gehackt oder gekraut wurde. Bekanntlich darf ein Steinobstbaum nur hoch und nicht so tief wie ein Kernobstbaum geklaut werden, wenn er gut gedeihen und reichliche Früchte tragen soll. Durch dieses Graben wird die Wurzel beschädigt und insofern dort, wo die Wurzel durch den Spaten eine Wunde bekommt, bildet sich ein öfters ganz abgetheilt, welche dann unumkehrbar austrocknen. Genies ist es, wenn es am Stamme selbst Austriebe giebt. Werden diese nicht glatt mit einem Messer abgetrennt, so entstehen allfällisch an derselben Stelle mehrere neue Triebe. Es ist deshalb ganz besonders darauf zu achten, daß das Graben des Erdreichs um einen Steinobstbaum nur flach geche, weil die Wurzeln mehr oberflächlich als bei Kernobst.

Gefunde Luft im Schlafzimmer.

Prof. Dr. Kleemann erklärt: Das Schlafen bei offenen Fenstern ist im Volke höchst unweiser Weise in Verfall gekommen und gilt als gebräuchlich, sowie überhaupt die Nachtluft als schädlich. Die Vurtheile, die sich aus dieser Ansicht hervorgehen lassen, werden nachstehend, in welchen Umständen schlafen kann machende Ausnahmen sich gerade zur Nachtzeit in die Zeit erheben. In Gegenden mit trockenem Boden, auf Bergen und in den höheren Stadtheilen der Häuser ist umkehrt die Nachtluft reiner und gesünder, als die Luft des Tages.

Am durch offene Fenster während der Schlafzeit die Luft sich zu verbessern verhalte man sich: Wer neben seinem Schlafzimmer über ein während der Nacht unbenutztes Zimmer verfügt, der öffne die Verbindungsthüre zwischen beiden Zimmern und lasse je nach der Mitte der Jahreszeit im anderen Zimmer nur einen der oberen Fensterflügel offen stehen, oder im heißen Sommermonaten sämtliche Fensterflügel offen stehen. Wer dagegen nur ein Schlafzimmer ohne Nebenraum hat, der öffne einen der



föhnen Waldwege reizend. Noch schöner aber ist es auf dem Hügel, wo sich ein Kamaldulenser Kloster befindet und man eine herrliche Aussicht hat, wie man sie schon nicht denken kann. Man hat die ganze Stadt wie in einem Grundriß zu sehen, Hügel und Täler das Gesicht des Menschengenießes zu hören, welches sie belebt. Bis an die Grenze von Mähren und Ungarn schweift der Blick und durch die unabhäufliche Fläche mündet sich die majestätische Donau, hier und da durch Hügel oder Gebirge verfließt dann wieder als breites Silberband sichtbar. Eine Menge von Dörfern, Weilern, Gehöften schließt

Tau und Hauswirtschaft.

Das königliche Hauptgestüt in Rumänien.

Nach meinen Beobachtungen und den Mittheilungen der mich auf der vorjährigen Reise begleitenden Sachverständigen, giebt es in Rumänien manches Land- oder Bauerpferd, welches in Ruettu sehr wohl zur Zucht verwendet werden könnte und voraussichtlich mehr Nutzen schaffen, eine werthvollere Nachzucht liefern würde, als jene hoch- und spindelbeinigen englischen Halbblutstuten, die man zu hohen Preisen in Ungarn oder Siebenbürgen angekauft hat. Das Aufzucht des brauchbaren Zuchtmaterials erfordert zwar einige Sorgfalt und Geduld, und diese beiden Eigenschaften besitzen dort nicht gar viele Leute; man will immer noch glückselig rasch vorwärts kommen und erklärte mir gegenüber mehrfach, daß man bezüglich der Pferdehaltung keine Zeit zu verlieren habe, wenn man mit den übrigen Ländern an der unteren Donau gleichen Schritt halten wolle.

Da habe auf meinen Fahrten und Ritten durch das Königreich häufig Gelegenheit gehabt, die vortrefflichen Leistungen der kleinen Bauerpferden zu bewundern, und will nicht unterlassen, ihnen an dieser Stelle ein aufrichtig gemeintes Lob zu spenden; wenn dieselben auf besondere Körperschönheit auch meistens keine großen Ansprüche machen können, so verdienen doch ihre Leistungen volle Anerkennung; man muß die kleinen braunen Thiere mit eigenen Augen gesehen haben, wie sie vom reinen Morgen bis spät abends auf schlechten Gebirgsstraßen — oft schwer bedeckt — sicher vorwärts schreiten und dabei mit den bescheidenden Portionen Ocker oder Gerste zufrieden sind, sich sogar oftmals mit dem Weizengras begnügen, und man wird gern zugeben, daß mehr von diesen zierlichen Geschöpfen nicht zu fordern ist; es giebt kaum irgendwo in Europa eine Pferderasse, die genügsamer genant werden könnte, als diese kleinen rumänischen Bauerpferde oder Klepper.

Bei den später — Ende der siebziger Jahre — vorgenommenen Heugattankäufen für das genannte Gestüt, scheint die Verwaltung viel weniger Glück gehabt zu haben, als beim ersten Kauf in Egypten; man hat zum Teil aus Rußland, hauptsächlich aber aus Ungarn Drosseln gekauft, und dabei eine Wahl getroffen, die aus verschiedenen Gründen eine unvorteilhafte genannt werden mußte. Für die dortigen Verhältnisse passen diese Thiere nach meiner Ansicht nicht, sie sind — wie die schon früher betrachteten Zuchthiere — zu hochbeinig, auch zu langbeinig und schmaltirrig; sie können zur Veredlung der kleinen karpatenlose mit wenig beitragen, und werden wahrscheinlich auch nur kurze Zeit diensttauglich bleiben. Außerdem sind mehrere dieser Gengste mit unzureichenden Knochenbauern behaftet, die sie allein schon zur Zucht untauglich machen, weil man stets zu fürchten hat, daß solche sich vererben.

Die Direktion eines königlichen Hauptgestüts hat meiner Ansicht nach die Aufgabe, beim Ankauf aller zur Zucht bestimmten Pferde äußerst vorsichtig und streng zu Werke zu gehen; man darf an solchen Blutzweckmässigen oder gar fehlerhaften niemals zur Aufzucht bringen, und die Geschicklichkeit der Verwaltung ist in's Auge zu fassen, daß man ein Zuchtmaterial erhält, welches sowohl für die klimatischen, wie für die allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse des Landes passend ist.

Die Ruettu-Züchtung allein auf die Produktion von Reispferden (für das Militär) zu beschränken und nur — so nebenbei — einige mittelmäßige Zuchtpferde aufzuzüchten,

diese großartige Rundsäule ein in weiter Ferne begrenzt durch blaue, mit dem Horizont verschwimmende Berge. Ich konnte mein Entzücken über diesen Anblick gegen den Mensch, der neben mir stand, nicht verhehlen. Er lächelte und brachete mich dadurch zu profaischeren Empfindungen zurück. Gleich in der ersten Zeit meines hierigen Aufenthalts war ich auf dem Rablenberge; aber später noch oft, selbst bei rauher Herbstwitterung, habe ich diesen herrlichen Punkt besucht und gedauert es noch öfter zu thun.

kann mir wenig gefallen und wird auch auf die Dauer die Ansprüche der rumänischen Pferdezüchter nicht befriedigen; man wird sich dort wohlgefühlt ihnen bald in anderer Weise einzurichten haben und bei der Auswahl des Zuchtmaterials wesentlich strenger vorgehen müssen.

Ein großer Bräutigam der in den letzten Jahren im Gestüt aufgezogenen Fohlen konnte meinen Besuch nicht finden, und ich habe eigentlich nur diejenigen jungen Hengste und Stuten loben können, welche mehr (oder weniger) Blut von den im Jahre 1874 aus dem Orient herbeigekommenen Hengsten besitzen. Ganz besonders schön und wirklich lobenswerth ist der arabische Vollbluthengst Demisch, welcher 1,49 m hoch und mit sehr günstigen Formen ausgestattet ist und Ganganter besitzt, wie sie besser kaum gewünscht werden können. Das hübsche Thier soll seine Figur und Eigenschaften in der Regel recht gut auf die Nachzucht vererben und sich bislang ungemein fruchtbar gezeigt haben. — Ebenso sind auch einige seiner Söhne und Töchter untadelhaft zu nennen; sie zeigen elegante Bewegungen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß auch diese Individuen später noch viel zur Verbesserung und Veredlung der alten Karpaten beitragen werden. — Von allen Söhnen jenes Demisch hat mir ein dreijähriger brauner Hengst (ohne Abzeichen) am besten gefallen; er übertraf seinen Vater schon im vorigen Herbst in der Größe um 10 cm, wenn auch noch etwas breiter in der Brust und wird voraussichtlich einen tüchtigen Hauptbeschäler für das Gestüt abgeben.

Außerdem habe ich in Ruettu mehrere dreijährige Stuten gefunden, die eine ganz geringe Größe und Breite besaßen und in allen Gangantern recht befriedigendes leisteten; man bezeichnete diese Thiere als arabisch-walachische Kreuzungsprodukte und schätzte sie sehr hoch. — Neben diesen orientalischen Halbblutstuten einigen hiesigen ebenfalls auch einige edelere Halbblutstuten, welche nicht übel geformt und zur Zucht ganz tauglich sind; man sagte mir, daß die letzteren regelmäßig etwas größere Fohlen lieferten, als die arabisch-walachischen Stuten, und sie finden allein schon aus diesem Grunde bei einigen rumänischen Hippologen größeren Beifall, als die Nachzucht der ersteren; es dürfte sich aber noch fragen, ob später im Dienst sich diese oder jene am besten bewähren. Es giebt auch in Rumänien heute noch viele Leute, welche der Meinung sind, daß für die dortigen Verhältnisse das orientalische Blut den Vorzug vor dem englischen verdienen und die großen Ansprüche der letzteren nur an wenigen Orten ihres Vaterlandes befriedigt werden könnten. Das Brandzeichen des Gestüts ist ein römisches N mit einer Krone. Die Stallungen sind für den jetzigen Bestand zwar ansehnlich, sollten aber, wie wir schon weiter oben ausgesprochen haben, besser, solider gebaut und zweckmäßiger eingerichtet sein.

Sowohl in Ruettu als für die bescheidenen Ansprüche der kleinen oder mittelmäßigen Orientalen genügen; es müßten aber jedenfalls — bezüglich der Sommer- und Winterfütterung und Haltung — bedeutende Verbesserungen vorgenommen werden, wenn man ernstlich daran denken sollte, auf dem Gestüt einen größeren und schwereren Schlag (mit mehr englischem Blut) aufzuzüchten.

Am Hochsommer, zur Zeit der Dürre, sollen die Weiden oftmals nur knappes Futter liefern, und im Stalle würde — wie man sagt — nicht immer für eine hinreichende Zugabe von Krautkraut (Gerste oder Ocker) genügt; die Thiere müßten schon frühzeitig lernen, sich bescheiden einzurichten, und von einer solchen „Krautfütterung“, wie sie bei uns in Deutschland oder in Frankreich und England vorkommt, könne

nach gegeben. Daß der Mensch im natürlichen Zustande weniger zum Hüsen und zum Laufen genügt sei, ist leider ein schöner Traum müßiger Denker. Wahr ist, daß Erziehung, Gebrauche und eine veredelte Regierung den Menschen im ergränzten Zusammenleben leichter unter seine Natur erniedrigen, als da, wo er einsam lebt. Aber auch alle Halb- wilden, welche wir kennen, sind diesen verderblichen Einflüssen unterworfen; und sie, einmal in Verwilderung gerathen, sind weit schwerer zu retten als die civilisirte Gesellschaft, die nach wenigen Generationen in ihrem Denken und Thun, in Sitten und Gebrauchen eine ganz andere geworden sein kann.

Der Wiener unterscheidet sich von dem Pariser nicht zu seinem Vortheile, er ist groß, stolz, schwerfällig, und seine viel gerühmte Gastfreundschaft ist nur ein Kapitel seines Stolzes. Man ist und trinkt hier gut, aber man hat keinen Genuß davon, denn platter Ocker und Spott sind alles, womit sich die Gäste bei Tafel unterhalten. Höchstens ist es das Theater, das eine ernsthafte Unterhaltung anregen kann, denn der echte Wiener schwärmt für das Theater und alles was dazu gehört. Im übrigen ist Essen und Trinken die Hauptsache, man frühstückt bis zum Mittagessen, speist dann zu Mittag bis zum Abendbrot und kaum wird dieser Zusammenhang durch einen trüben Spaziergang unterbrochen, und dann geht ins Theater. Nechtern man dazu noch den Besuch eines Kaffeehauses, deren es hier 70 giebt, oder eines Bierhauses, so ist in Wahrheit der ganze Tag mit Essen und Trinken ausgefüllt. Beiläufig bemerkt giebt es hier glänzend ausgestattete Bierhäuser; ich sah ein solches, das mit rothem Damast tapeziert war, vergoldete Spiegel, vergoldete Uhren, Marquettens etc. gab es in Menge.

Ueber den Charakter der Wiener, über Sitten, Gebrauche etc. kann ich noch nicht viel sagen, weil ich erst kurze Zeit hier bin, aber eine erstaunliche Prachtliebe der Großen glaube ich bemerkt zu haben und eine auffällige Fußgänger, welcher die Damenwelt hehlet. Man zeigte mir den ältesten Karl von Vichentien, welcher ein stolzes Pferd ritt, sein Gefolge bestand aus acht Personen.

Wenn man die großen Städte und den Zusammenfluß so vieler tausend Menschen beobachtet, so empfindet man einen Schauer wenn man daran denkt, was alles sich hinter der glänzenden Bühne, wie sie sich uns darstellt, verbergen mag. Es ist wahr, solch zahlreiche Menschengesellschaften besetzen nur durch ihre Mängel, durch den ungeborenen Luxus, der sie mitten im Ueberflusse arm macht, durch elchaste Sklaverei des einen und durch Uebermuth und Stolz des andern Theils. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Der Mensch im ganzen genommen ist überall mehr gut als böse, und wenn das Böse des abstrakten Menschen in großen Städten sichtbar ist als in den Hütten der Berge und Wälder, so liegt das daran, daß dort die natürlichen Anlagen des zweibeinigen Thieres mehr Gelegenheit haben sich zu entwickeln, weil das Böse, auf einen kleinen Kreis konzentriert, sich besser überleben läßt; weil dieses gebaute Böse von dem Guten um so stärker abstrahirt; weil die Polizei sich nur um das Böse kümmert und das Gute unbeachtet läßt. Das Gute des Menschen entwickelt sich in zusammengegränzten Menschenmassen eben so leicht als das Böse und hat in den Augen des modernen Menschenfreundes unendlich mehr Werth als das Gute des Halbthiers. Die Schilderung des Tagelöhners in St. Maurice zu Paris, den ein Wäucher auf dem Todtenbette damit trösten wollte, daß er froh sein müsse, seine kleine Zimmerei ins Paradies versetzt zu werden, von dem Sterbenden aber die Antwort bekam: „Nieder Vater, keine Ehre mag an meinem Gewinne, meine Tage flossen sanft und in ununterbrochener Freude dahin, mir war die Welt kein Jammerthal. Ich unterwerfe mich willig der Fügung des Schöpfers und herbe ohne Klage; fristet mir aber der Schöpfer noch das Leben, so gedulde ich mir mit meiner Sage und Holzart noch mehr vermügte Lage zu verwechseln.“ — Das Bild des jungen Mannes, der sich im Heil Blut abgesehen hat, das einem angehenden Arzte zum Studium diene, Das Heil, welches er dafür erpicht, verwendet er zu Brod zum Unterhalt seiner darbenenden Familie.

— Das Mädchen in St. Jacob zu Paris, die den Rathungen der Verführung widerstand und schließlich die häretischen und elchastischen Arbeiten zu verrichten, wodurch ihre Schönheit und Gemüthsbeigugung ging, nur für die fronte Mutter und die jüngeren Geschwister zu sorgen — und noch viele solcher Beispiele liefert die Geschichte von Paris als Beweise, daß auch in dem größten Zusammenfluß von Menschen Gedulm und Tugend noch geübt. Daß der Mensch im natürlichen Zustande weniger zum Hüsen und zum Laufen genügt sei, ist leider ein schöner Traum müßiger Denker. Wahr ist, daß Erziehung, Gebrauche und eine veredelte Regierung den Menschen im ergränzten Zusammenleben leichter unter seine Natur erniedrigen, als da, wo er einsam lebt. Aber auch alle Halb- wilden, welche wir kennen, sind diesen verderblichen Einflüssen unterworfen; und sie, einmal in Verwilderung gerathen, sind weit schwerer zu retten als die civilisirte Gesellschaft, die nach wenigen Generationen in ihrem Denken und Thun, in Sitten und Gebrauchen eine ganz andere geworden sein kann.

noch gegeben. Daß der Mensch im natürlichen Zustande weniger zum Hüsen und zum Laufen genügt sei, ist leider ein schöner Traum müßiger Denker. Wahr ist, daß Erziehung, Gebrauche und eine veredelte Regierung den Menschen im ergränzten Zusammenleben leichter unter seine Natur erniedrigen, als da, wo er einsam lebt. Aber auch alle Halb- wilden, welche wir kennen, sind diesen verderblichen Einflüssen unterworfen; und sie, einmal in Verwilderung gerathen, sind weit schwerer zu retten als die civilisirte Gesellschaft, die nach wenigen Generationen in ihrem Denken und Thun, in Sitten und Gebrauchen eine ganz andere geworden sein kann.

Der Wiener unterscheidet sich von dem Pariser nicht zu seinem Vortheile, er ist groß, stolz, schwerfällig, und seine viel gerühmte Gastfreundschaft ist nur ein Kapitel seines Stolzes. Man ist und trinkt hier gut, aber man hat keinen Genuß davon, denn platter Ocker und Spott sind alles, womit sich die Gäste bei Tafel unterhalten. Höchstens ist es das Theater, das eine ernsthafte Unterhaltung anregen kann, denn der echte Wiener schwärmt für das Theater und alles was dazu gehört. Im übrigen ist Essen und Trinken die Hauptsache, man frühstückt bis zum Mittagessen, speist dann zu Mittag bis zum Abendbrot und kaum wird dieser Zusammenhang durch einen trüben Spaziergang unterbrochen, und dann geht ins Theater. Nechtern man dazu noch den Besuch eines Kaffeehauses, deren es hier 70 giebt, oder eines Bierhauses, so ist in Wahrheit der ganze Tag mit Essen und Trinken ausgefüllt. Beiläufig bemerkt giebt es hier glänzend ausgestattete Bierhäuser; ich sah ein solches, das mit rothem Damast tapeziert war, vergoldete Spiegel, vergoldete Uhren, Marquettens etc. gab es in Menge.

Alles was ich hier mittheile, bezieht sich nur auf den Mittelstand, der bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht. Der Adel, d. h. der hoffähige, der aber bei einer Zeichnung der Volkssitten nicht in Betracht kommen kann, zeichnet sich durch Geisteslicht, seine Sitten und einen geläuterten Geschmack aus. Es ist dies eine Folge des trefflichen Beispiels, welches der jetzige Kaiser ihm giebt, der, der erste der Habsburger, für alle Menschen nur Mensch sein will und Krone und Scepter für ein Gefährde der Eitelkeit hält, denn sein großer Wirkungskreis nur darum werth ist, weil er ihm Gelegenheit giebt Gutes zu thun. Der kleine Adel, der ihm Leonieth, ist von der Gesellschaft ganz und gar ausgeschlossen und man hat Beispiele, daß selbst Feldmarschällen von mehrerer Geburt der Zutritt verweigert wurde.

Die hiesige Polizei ist ganz dazu angelegt, alles was Schwung der Seele und moralische Stärke des Menschen besitzt, zu unterdrücken. Eine weise und wahrhaft menschliche Polizei beschäftigt sich mit der Lösung des Problems, der Gesellschaft die größte Sicherheit zu verschaffen und dabei die Freiheit der einzelnen Glieder so wenig als möglich zu kränken. Wenn man jeder Familie einen Wäucher stellt, unter dessen Aufsicht sogar die Betten des Hauses stehen und welcher den Bemohrten beselben auf Treue und Gehorsam, so ist freilich für Unordnungen gesorgt, wer aber liebt die Ordnung unter den Menschen auf einer Galere?

Wien ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, die eine besondere Reichthums-Kommission hat. Noch vor wenig Jahren drangen die Epione dieser sonderbaren Kommission in die Häuser, meist in der Nacht, drangen in die Schlafzimmer ein und visirten alle Nämmlichkeiten. Der Gremel, den diese Kommission anrichtete, war so groß, daß Kaiser Joseph sein ganzes Ansehen aufsetzen mußte, um seine Mutter, die sich Außerordentlich von ihr verpackt, zu einer Beschränkung ihrer Wirksamkeit zu vermögen. Die Kommission hatte das Recht, junge Leute, die bei verbotenen Umgänge betroffen wurden, auf der Stelle zu verhaften und sie hat in ungeschickten Fällen davon Gebrauch gemacht. Man denke sich die traurigen Folgen für Gesellschaft und Staat. Darum findet man auch hier die auffallendste Gleichgültigkeit unter Ehegatten. Die Gleichgültigkeit der Eltern gegen einander theilt sich auch den Kindern mit, alle sanfteren Empfindungen der Freundschaft und Liebe werden schon in der Jugend erstickt, und dieser Mangel an ehelicher und häuslicher Zärtlichkeit ist ohne Zweifel eine der Hauptursachen, daß die Einwohner Wiens überhaupt wenig stilles Genuß haben.

Subordination ist die einzige Triebfeder der Staatsmaschine. Ich habe weder einen Funken von der Freiheitsliebe der Engländer noch das Gefühl der Ehre, welches die Franzosen aus-



zeichnet, hier wahrnehmen können. Ein Staat, der nur durch Subordination besteht, legt Schwäche der einzelnen Glieder voraus. Der Fürst, von Herrschaft geteilt, muß freilich die Charakterstärke seiner Unterthanen als ein Hindernis seines Strebens betrachten. Er wird darauf bedacht sein, den Staat zu einer Maschine zu machen, deren Seele sein alleiniger Wille ist, dagegen alle Kraft der untergeordneten Theile dieser Maschine zu unterdrücken suchen. Man hat behauptet, daß eine solche Staatsmaschine, die besser alle Theile in einander faßt und in einander greifen, und je schwächer die einzelnen Glieder derselben in moralischer Beziehung sind, um so dauerhafter und brauchbarer sei — wer aber wollte ein Glied einer solchen Maschine sein?

Sobald Kaiser Joseph die Regel der Regierung allein in den Händen haben wird, darf man hier eine Revolution erwarten, die durchgreifend, daß die gegenwärtige Generation in der nächstfolgenden nicht mehr kenntlich sein wird. Gegenwärtig sieht er sich durch seine Mutter und ihre Umgebung in allen Stücken gehemmt und gekümmert. Noch jetzt umweht die berühmte Kohlen der Zunder einstiger Schönheit. Seit länger schon kämpft ihr Körper mit einigen Gebrechen, aber alles an ihr verräth, daß ihre Konstitution noch fest ist, ihr Geist von keiner Lebensfähigkeit noch nichts verloren hat. Ich sah sie am 28ten im Jahre der Augustinerkirche, wo sie einen Sieg feierte, und ich erkannte sie fast, nicht sowohl aus der Ähnlichkeit mit dem Portrait, die ich gesehen, als vielmehr aus dem Hange der ganzen Erscheinung. Diese Frau gehörte zu den lebensfähigsten ihres Geschlechts und doch hat sie es immer verstanden, sich zu beherrschen. Sie ist vielleicht das einzige und auch das größte Beispiel einer Monarchin, über welche Vernunft und Religion stets mehr Macht hatten als die Neigungen eines ungemüthen Temperaments. Die Vorlesungen des unumföhrten Gehalts und die Schmelzungen einer spekulativen Gelehrsamkeit. Zweifellos hat an diesem preiswürdigen Verlauf ihres Lebens die glückliche Ehe, in welcher sie lebte, den Hauptantheil gehabt. Ihr Gemahl war der lebenswürdigste Ritter seiner Zeit, sie war ihm die weisere Gemahlin, und sehr trefflich geartet. Kinder sind selten, daß er ihre Liebe in vollem Maße erwiderte. Nach seinem Tode that sie das Gelübde, ihn nie zu vergessen, und unablässig zu betrauern, und sie hat es freu gehalten.

Ihre Wohlthätigkeit kennt keine Schranken und grenzt an Verschwendung. Ihr Haushaltmeister hat ihr fast nichts als Rechnungen über Almosen vorgelesen. Wittwen gegenüber, denen vom Adel besonders, ist sie sehr freigebig, sie gibt sie eine große Anzahl von Verpfänden, und darunter sind nicht wenige, die sich auf 300 Gulden belaufen. Sie will, daß jeder seiner Ehre und seinem Stande gemäß leben soll. Wie ich höre, sollen sich die Schulden, die sie durch ihre Freigebigkeit erhalten ist, auf weit über 20 Millionen belaufen.

Kann man nun glauben, daß unter dieser großmüthigen Fürstin doch oft genug das Verdenken feiner Vöth nicht, sondern Zurückhaltung fand und werden mußte? Aber leider war es so, denn ihre Biographeer sagte nur zu oft über ihre Grömmth. Dazu nur ein Beispiel. Ein verdienter Offizier ward in ihren Diensten zum Kruppel, er sollte befördert werden, jedoch nur unter der Bedingung, daß er, der Protestant, katholisch würde. Nachdem er die katholischen Priester mehrmals von sich gewiesen und nachdem er eingesehen, daß er nur befördert werden würde, wenn er ein Schurke werden wollte, verließ er die österreichischen Dienste und ward als holländischer General in Haag.

Es theilen sich hier drei Parteien in die Regierung. Die erste und stärkste ist die der Kaiserin, sie besteht außer der Hauptperson aus dem Kardinal Migazzi, dem Erzbischof von Wien, einigen Mönchen, besonders Kapuzinern, und einigen alten, frommen Damen. Diese Partei beschäftigt sich ohne Unterlaß mit Keuschheitskommissionen, Bücherverboten, Verzeugung gefährlicher Bücher und Prediger und Ansteltung und Beförderung von Pächtern. Sie füßt sich auf den alten Adel. Die zweite Partei ist die des Kaisers, die mit ersterer in unablöflichem Kampfe sich befindet. Sie beschäftigt sich mit Verbesserung der Seeligung, Unterstützung und Förderung des Handels und der Industrie, mit Unterdrückung der Herrschaft der Dummheit, mit Verbreitung nützlicher Kenntnisse und eines geläuterten Geschmacks. Die Seele dieser Partei ist der Hofmarschall Kuch, ein Mann starken Verstandes, mit großer Willenskraft ausgerüstet und allen Eigenschaften, welche

hervorragende Charaktere auszeichnen. Zwischen diesen beiden Parteien sieht man eine dritte, die zwischen ihnen, die sich feindlich gegenüber stehen, unaussprechlich vermittelt. An ihrer Spitze steht Fürst Kaunitz, einer der größten Staatsmänner seiner Zeit, der sich um das kaiserliche Haus hochverdient gemacht hat und das Vertrauen der Kaiserin und ihres Sohnes in hohem Maße genießt. Im Herzen mag er mehr den Regierungsmaximen des jungen Kaisers huldigen, als denen der Kaiserin, aber dieser selbst ist daran gelegen, einen Vermittler wie Fürst Kaunitz zu haben, der mit dem Gewichte seines Ansehens Stützen und Widerlagen das rechte Relief zu geben vermag. Ueberdies gefällt es ihr, daß der Fürst großen Aufwands macht. Er lebt genau so wie sein Freund Hofmeister, vor 11 oder 12 Uhr in die Stadt, beginnt nie vor 4 oder 6 Uhr und dauert bis 8 Uhr. Er macht gemüthlichen Housens für den Hof und empfängt dafür jährlich 50,000 Gulden.

Die Stellenbesetzung macht diesen Hofparteien unendlich viel zu schaffen. Kaun ist eine Stelle offen, so wird auch die Kaiserin von ihren Damen und Frauen mit Bittgesuchen versichert, und der Kaiser, welcher nur nach thätigen und verdienenden Männern sucht, kommt in der Regel zu spät. Diese Stellenübergabe der Kaiserin hat schon viel Unheil gestiftet, denn eine große Zahl davon, welche Aemter inne haben, sind in ihrer Unmündigkeit gar nicht fähig, sie zu verwalten und müssen jemand aus ihrer Reihe besetzen, der die Arbeit für sie thut. Andere sind zu faul, um selbst zu arbeiten. Man kann sich denken, wie ermüthlich diese Substitution bezagt werden und wie verberlich solche Beispiele wüthen. Dabei herrscht unter diesen gnädigen Herren, jeder Rath ist nämlich gnädiger Herr, ein grenzenloser Euzus; er muß keinen Kammerdieners haben und gar oft hat die gnädige Frau auch den ihrigen. Der Kammerdiener ist hier aber nicht etwa der verdächtigste unter den Bedienten, hier nimmt er eine Vertrauensstellung ein, er ist oft zugleich Sekretär, oft das Faktotum der Familie. Wenn es nur irgend möglich ist, so muß „der gnädige Herr“ auch seine Equipage haben, außer der kaiserlichen Regierung dürfte in Europa es keine zweite geben, die ihre Bedienten so gut bezahlt und doch dabei so schlecht von ihnen bedient wird wie die österreichische.

Die Verwaltung des Militärwesens hat Maria Theresia schon seit Jahren ihrem Sohne allein überlassen und man muß sagen, daß sie daran wohlgefallen hat. Auf den ersten Blick sieht man, daß beim Militär nicht die Unordnung herrscht wie sie im Civil- und Kirchenwesen oft so grell zutage tritt. Hier ist es der General Kuch, in dem Kaiser Joseph einen Mann gefunden hat, der ihn nicht nur mit Oden und Plänen unterstützt, sondern auch Geduld und Energie genug besitzt, sie zu verwalten. Seine Kenntnisse, seine Umficht, sein Sinn nicht nur für das Große, sondern auch für das Kleine sind kaumverwerth. Im ganzen kaiserlichen Heere es vielleicht keinem zweiten Mann, der diesem gleich, und doch ist er nicht bestes, nicht einmal bei der Arme, die ihm so unendlich viel zu verdanken hat. Wer aber einen Einblick hat in das schlafe Gehirnen, in die Schwerfälligkeit, womit die ganze Staatsmaschine sich bewegt, der kann sich darüber nicht wundern, daß ein Mann mit weisshändigem Blick und Tatkraft zugleich überall unbedeutend sei. Beim Militär herrichte früher derselbe Schlenrian wie in der Civilverwaltung, die in Korruption war vielleicht noch größer. Jeder Offizier wollte von dem Lieferanten ein Geschenk haben, ja früher lieferte jeder Hauptmann die Mehrzahl der Bedürfnisse für seine Wammschaft. Man kann sich denken, wie es dabei zugegangen sein mag. Das hat nun aufgehört und das kann man Lach nicht vergessen.

Ich habe früher einmal einen Streit darüber anhöhen müssen, daß der neapolitanische Adel reicher sei als der österreichische; nachdem ich mich mit eigenen Augen habe überzeugen können, weiß ich, daß der Adel in Oesterreich reich ist. Hier in Wien giebt es Häuser, von denen eins mehr Vermögen hat als sechs neapolitanische. Die ältere Linie des Hauses Vöchtenstein, über der Fürst Franz dieses Namens, hat wenigstens 300,000 Gulden jährlicher Einkünfte. Er besitzt allein in Wänern eintze 20 Herrschaften, deren viele aus 20 bis 30 Dörfern bestehen. Ohne Zweifel ist er der reichste Privatmann in Europa, weil die unmittelbaren Leihsherrschafften Baden und Schellenberg in Schwaben kaum in Betracht kom-

men und nur gekauft sind, um Sit und Stimme auf dem Reichstage zu haben. Lord Cobenitz, welcher für den reichsten Mann in England gehalten wird, hat ungefähr 80,000 Stl. jährliche Einkünfte, also etwa 700,000 Gulden. In Paris kennt man die Prinzen von Gexhilt ausgenommen, keine Familie mit solch reichem Einkommen, auch in Rußland und Polen dürfte man vergeblich nach gleich reichen Familien suchen. Der Fürst Eberhard hat über 600,000, der Fürst Schwarzberg über 400,000 fl. jährlichen Einkommens. Man kennt etwa 30 Häuser, welche mehr als 200,000 Gulden Einkommen haben. Die Familien Vöchtenstein, Auersberg, Lobkowitz, Paer, Balffy, Kolrobaro, Hagfeld, Schönborn und noch viele andere sind ungleich vermöglicher als viele italienische Adelige.

Aber dieses großen Reichthums ungeachtet sind doch die meisten dieser Familien tief verschuldet, denn man fröhnt hier fast jedem Luxus. Pferde, Bediente, Tafel, Spiel, Kleidung, alles geht weit über gewöhnliche Grenzen hinaus. Es giebt hier Häuse von 50 bis 60 Pferden. Wer 50 bis 60,000 Gulden Einkünfte hat, muß 24 bis 30 Pferde halten; dazu einen Haushofmeister, einen Sekretär, 2 Kammerdiener, 2 Käufer, 1 oder 2 Jäger, 2 Köche; — 5 bis 6 Valanen und ein Portier machen die Bewohnung jedes mittelständigen Hauses aus. Die Häuser Vöchtenstein, Eberhard, Schwarzberg und andere haben wohl gegen 50 Bediente, die Bedienten der beiden ersten fürchten nicht gerechnet. Einen Keller mit Frühlöch, der auf die Tafel kommt, bezahlt man oft mit 60 bis 70 Gulden, und Graf Palm hatte unlängst einen Kung aufsetzen lassen, der einen Werth von 70,000 Gulden hatte. Ein Schindl für eine Dame, der 30 bis 40,000 Gulden kostet, ist hier etwas ganz gewöhnliches. Gaardspiele sind freilich verboten, aber doch soll es häufige Beispiele geben, daß einzelne Personen an einem Abend 15 bis 20,000 Gulden verloren haben.

Man verschwendet hier, ohne eigentlichen Genuß von der Verschwendung zu haben. Die Kunst z. B. hat von dem Reichthum der hiesigen Großen eben so wenig als die Armut. Ihre Paläste und Gärten verfallen nichts als eine geschmacklose Verschwendung. Von Sammlungen von Kunstwerken habe ich die Vöchtenstein'sche Gemäldesammlung ausgenommen, in Privathäusern nichts von Belang aufzufinden können. Die Vöchtenstein'sche Sammlung freilich ist so reich, daß sie viele Neugier aufwies. Sie zählt mehr als 600 Werke der ersten Meister und ist in 12 Zimmer verteilt, und findet man hier viele Bilder von Francescochini, Leonardo da Vinci, Rubens, Guido, Michel Angelo, Wenzel, van Dyl u. a.

Die Musik ist das einzige, dem mit großer Vorliebe geadigt wird, und die hohen Anforderungen, welche man stellt, werden gut befriedigt. Viele adelige Häuser haben eigene Kapellen, außerdem kann man 4 bis 5 große Orchester zählen, deren Leistungen unergleichlich genannt werden können. Eigentliche Virtuosen giebt es allerdings wenig, aber das Orchester mußte betrifft, so kann man bessere Leistungen in der Welt kaum finden. Ein solches Aufsehen spielt nahezu einzig da. Im Ganzen wird es gegen 400 Musiker in Wien geben, sie vereinigen sich jährlich einmal zu einer großen Aufführung zum besten einer Musikereiwitwenkasse. Auch bei dieser großen Zahl von Mitwirkenden sollen störende Fehler kaum vorkommen.

Ein Schauspiel, das fast ganz Wien in Bewegung setzt, ist ein Feuerwerk im Prater. Der Prater ist ein natürlicher Eichen- und Buchenwald nahe bei der Stadt auf einer Insel der Donau, auf deren oberem Theil die große Vorstadt Leopoldstadt liegt. Unfern des Eingangs, im Schatten der Bäume, liegen etwa 30 Hütten, mit Tischen und Stühlen und Bänken, wo man Essen und Trinken haben kann. Der Prater wird nie leer von Besuchern, namentlich aber an schönen Sommerabenden bewegt sich hier eine große Menschenmenge. Verdoppelt und verdreifacht aber wird die Zahl, wenn Hr. Stumer hier ein'seiner Feuerwerke abrennt. Sobald der Abend heranbricht, bewegen sich denn neben einem dichten Strom von Fußgängern Hunderte von Fuhrwerkern aller Gattungen nach dem Prater, und wenn das Feuerwerk beendet ist, wälzt sich der Strom, der sich mehrere Stunden hindurch angemammelt hat, nach der Stadt zurück. 12 bis 15,000 Wagen kann man zählen, darunter viele herrschaftliche mit 4, auch 6 Pferden. Sie fahren eine Equipage dicht hinter der andern und im schärfsten Trab. Wenn ja eine Stauung entsteht,

dann fahren in der Regel einige Deichseln in den Kasten der vordergehenden Wagen und die Ansaßen werden von ihren eigenen geschleubert. Sonst aber kommen trotz der ungeheuren Menschenmenge, welche hier stauet, Unglücksfälle sehr selten vor. Es sind eben vier Wege, zwei mittlere für das Fuhrwerk und zwei äußere für die Fußgänger, von denen je einer für den Weg nach, der andere für den Weg von dem Prater bestimmt ist.

Was das Feuerwerk selbst betrifft, so ist es allerdings ein imponantes Schauspiel, und man muß sagen, daß Stumer seine Kunst verliert. Er stellt im mannichfaltigen Farbenwechsel ganze Gärten, Paläste, Tempel u. s. w. in Feuer dar. Alle seine Vorführungen sind groß und schön und bilden oft 6 bis 8 Fronten von 50 bis 60 Schritt Länge. Zur Eröffnung des Schauspiels steigen auf einmal mehrere Hundert Raketen unter einem donnerähnlichen Getöse in die Luft, wovon der ganze Wald erbebt und auf Augenblicke die ganze Gegend erleuchtet wird. Bis vor kurzem galt Stumer einen Nebenbühler, einen Italiener, der sein Handwerk vielleicht noch besser verstand, aber der Mann hatte kein Glück. Als er mit vielen Kosten sein erstes von einer Reihe von Feuerwerken, die er in einem Sommer abrennen wollte, hergerichtet hatte, und alles schon bereit war, erfolgte sich ein fürchterlicher Gewittersturm, der alle Anstalten und das ganze Feuerwerk vernichtete. Der Künstler befaß sich auf seinem Geheil, als die schwarzen Wollen heranzogen, und er sein Mißgeschick vor Augen sah. Da halfte er die Hände und suchte den Donner und Blitz entgegen, daß seine Arbeiter darob erschrecken. Bald war er als Gotteslästerer verurtheilt, das Publikum wendete sich von ihm, er gerieth in Schulden und mußte endlich Wien verlaßen.

Auf derselben Donauinsel und an den Prater angrenzend liegt der Argentei, ein großer schöner Park, ein Werk des Kaiser Josef, der ihn, wie die eine Schrift über dem Thore sagt, ein Freund aller Menschen zur Lust aller Menschen gewidmet hat. Hier verkehrt jedoch nur der bessere Theil des Publikums. Ein anderer Spaziergang, der gern und viel besucht wird, ist der Stadtwall oder die Jogen. Aufste. Dieser Spaziergang rund um die Stadt erfordert gerade eine Stunde. Schatten giebt es hier nicht, dennoch wird er stetig von Hundeliebhabern besucht, denn hier allein sind die Hunde vor Pferden und Wagen sicher. Die Hunde sind ein Zugvortheil in Wien, namentlich gegenwärtig, wo die kleinen Pommern Mode sind. So ein „Pommernchen“, wenn er schön ist, entwerde sehr theuer, wird mit 10 bis 15 Dukaten bezahlt. Fürst von ... soll sogar 25 Dukaten für einen Hund bezahlt haben.

Der Garten des Belvedere in der Vorstadt, der Rennweg, welchen ehemals Prinz Eugen, der edle Ritter, besessen hat, ist jetzt auch öffentlicher Spaziergang geworden. Der Garten bietet nichts besonderes, aber der Palast ist seiner Lage sowohl als seiner Bauart nach höchst merkwürdig. Auf der Terrasse überblickt man die ganze Stadt und Umgegend. In diesem Palaste befindet sich gegenwärtig die kaiserliche Gemäldesammlung, die 22 Zimmer füllt. Das Erdgeschloß hat man den Italienern angewiesen, unter denen sich Bilder von Titian, Correggio, Guido, Paul Veronese, Palma, Giorgione befinden. Ein Bild von Correggio ist seinen Bogen spannenden Guido, hat Kaiser Karl VI. für 18,000 Dukaten angekauft. Man war aber hier lange Zeit gegen die Kunst so feilsch, daß man dieses Bild mit andern auf einem Speicher liegen ließ, wo mit Fleiß auf ihn herumgetragen wurde. Natürlich wurde es nicht beschädigt und die Ausbesserung ist schledt genug ausgefallen, zum Glück ist der schöne Kopf unverletzt geblieben. Den oberen Stock haben die Niederländer eingenommen, und findet man hier viele Bilder von Wouverman, Berchem, Rembrandt, van der Velde, de Vens u. a. Die aufstehigen Gemälde sind mit Vorhängen von grünem Taffet bedekt, die aber jebermann nach Belieben wegziehen kann.

Eine halbe Stunde von der Stadt liegt die Sommerresidenz der Kaiserin, Schönbrunn. Die Gegend bietet nichts besonderes, und schöne Ansichten giebt es hier nicht. Der Palast ist groß und mit großer Pracht ausgestattet, viele Zimmer sind mit Gobelin tapeziert, und die Aufschmückung eines solchen soll gegen 30,000 Gulden gekostet haben. Inso ein Thiergarten befindet sich hier. Unendlich mehr Reiz hat der sogenannte Rablberg, eine Stunde von der Stadt an der Donau. Der Berg ist bewaldet und der Aufstieg auf

